

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 295.

Samstag, 18. Dezember.

1915.

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Hüter.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Es tut mir aufrichtig leid, Ihre Bitte rundweg abschlagen zu müssen, Fräulein Elgin, schon um meines alten Freundes, Ihres guten, verstorbenen Vaters willen. Doch es ist absolut unmöglich, Sie bei uns unterzubringen. Bitte, überzeugen Sie sich selbst: Sie werden im ganzen Geschäft auch nicht ein einziges weibliches Wesen finden, nicht einmal eine Frau zum Aufräumen. Herr Waltham will nur Männer um sich sehen. Er ist trotz seiner verhältnismäßig noch jungen Jahre ein eingefleischter Weiberhasser.“

Tom Snyder, der Geschäftsführer und vertraute Berater des wegen seines Reichtums sprichwörtlich gewordenen Minenkönigs, erhob seine ungelenkten Glieder aus dem Schreibstuhl, streckte sich zu seiner ganzen stattlichen Länge und führte seine Besucherin, eine liebe, schlanke Blondine, deren verschüchterte Miene zu ihrer überaus einfachen Trauerkleidung paßte, an die sein Privatkabinett mit dem geräumigen Kontor verbindende Tür, hob den Vorhang ein wenig von der Glasscheibe und ließ sie hindurchblicken.

Mit einem Seufzer lenkte sie den Blick ihrer blauen Augen auf die langen Pultreihen. Da saßen wohl fünfzig Herren, alte und junge, in eifriger Tätigkeit begriffen, doch keine der stinken Maschinenschreiberinnen und Stenographinnen darunter, wie man sie in den New Yorker Geschäften sonst überall findet.

Als Buch Elgin nun von der Tür wieder zurücktrat, schien ihre bekümmerte Miene noch hoffnungsärmer geworden. „Entschuldigen Sie nur, Herr Snyder, daß ich Sie nutzlos belästigt habe“, sagte sie leise.

Sie schien sich rasch verabschieden zu wollen, doch das gab Snyder nicht zu, nötigte sie vielmehr mit unbeholfener Liebenswürdigkeit wieder in den vorher von ihr eingenommenen Sofasitz zurück. „Sie müssen schon meine Derbheit verzeihen“, meinte er lächelnd. „Ich alter Junggesell habe keine große Übung mit Damen, darin passen Herr Waltham und ich vortrefflich zusammen.“ Er hatte sich inzwischen selbst wieder in seinen Schreibstuhl niedergelassen. „Kann ich Ihnen auch bei uns kein Unterkommen vermitteln, so wird sich schon etwas anderes finden; wir müssen uns nur umschauen, denn mit vier bis fünf Dollar wöchentlich ist Ihnen doch nicht gedient.“ Er betrachtete sie kopfschüttelnd. „Daß mein guter Rat auch sterben und seine Familie so hilflos zurücklassen mußte! Ist übrigens brav und mutig von Ihnen, Kleine, für die kranke Mutter und die jüngeren Geschwister eintreten zu wollen. Sie sind erst heute aus dem fernen Iowa angelangt und haben Ihre Lieben in Crofton gelassen?“

Unter hervorquellenden Tränen schüttelte Buch den Kopf. „Ich bin schon über vier Wochen in New York“, hauchte sie.

„Aber warum kamen Sie nicht sofort zu mir? Ihr Vater und ich sind doch gute Freunde gewesen. Gaben wir uns auch die Jahre über aus den Augen verloren, so ist es doch selbstverständlich, daß ich zu Rat und Tat

gern bereit bin, zumal es sich um solch tapferes kleines Fräulein handelt.“

„Ich wollte nicht belästigen und — und“ — sie schluckte tapfer die Tränen hinunter — „es tut so weh, anderen gestehen zu müssen, daß man in seinen Verhältnissen zurückgekommen ist. Papa war immer so stolz und hat darum den Zusammenbruch seines Geschäfts auch nicht lange überlebt. Ich dachte, ich würde in dem großen New York bald lohnende Anstellung finden. Ich stenographiere fertig und kann alle gebräuchlichen Schreibmaschinen bedienen. Doch ich laufe seit vier Wochen Tag für Tag, ohne etwas finden zu können. Da wußte ich mir schließlich nicht mehr zu helfen, nahm mir ein Herz und suchte Sie auf.“

„Meine Kleine!“ Er war aufgestanden und streichelte mitteilend ihre Hand. „Na, ich finde schon einen gut bezahlten Posten für Sie. Meine Empfehlung gilt etwas, und in der Zwischenzeit, hm“ — er suchte verlegen werdend nach Worten — „ohne viel Umstände, Fräulein Elgin, das New Yorker Pflaster ist kostspielig. Darf ich Ihnen einen kleinen Scheck geben?“

Sie wahrte errötend ab. „Nein, Herr Snyder — Sie verkennen mich. Ich — ich bin mit Mitteln noch hinlänglich versehen!“

Er lächelte gutmütig zu ihrer Betöhrung, die ihm deutlich genug das Gegenteil kündete. Doch er kam nicht zu einer Erneuerung seines Vorschlags. Ein kurzes Pochen an der Tür, ein Angestellter trat ein und überreichte eine Depesche. „Ah — von Herrn Waltham selbst!“ meinte Snyder halblaut, die rasch geöffnete Drahtnachricht überfliegend. Dann stutete er, trat ans Fenster, las wieder und schaute schließlich kopfschüttelnd auf. „Lesen Sie selbst, Brown, ich verstehe das nicht!“ Damit händigte er dem jungen Mann die Depesche ein. Dieser las und schaute gleichfalls kopfschüttelnd auf.

„Das kommt mir auch sehr merkwürdig vor“, wagte er zu bemerken.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Fräulein Elgin, ich bin gleich wieder zurück. — Nein bleiben Sie nur ruhig hier“, sagte er und drängte die Aufstehende in den Sofasitz zurück. „Es handelt sich nur um den Unsinn da.“ Damit ging er rasch, die Depesche in der Hand, mit Brown nach dem Kontor.

Er trat an das Pult des Kassierers. „Lesen Sie mal, Hopkins — was halten Sie davon?“

Dieser las unter steigender Verwunderung halblaut vor: „Erwarte meinen Salonwagen morgen abend 9.57 in Madison, Wisconsin, mit Stenographin. Falls mit Engelsmienen willkommen mit Freuden. Fahren zusammen Leadville, Colorado. Untertwegs schließe persönlich ab. Dineranzug. Vollständig ausstatten! Nichts vergessen! Zwei Wochen unterwegs. John W. Waltham.“

Der Geschäftsführer mußte sich setzen; er war zunächst sprachlos.

„Sollte das nicht ein Irrtum sein?“ bemerkte der

Kassierer. „Ich kann mir nicht denken, daß Mr. Waltham eine Stenographin wünscht.“

„Noch dazu in Dinertoilette“, setzte Brown hinzu.

„Und mit vollständiger Ausstattung!“ knurrte Snyder. Seine Stimme schwoll plötzlich stark an, als von den benachbarten Kulen her verstohlenen Richern drang. „Ich bitte mir Ruhe aus, hier gibt's nichts zu lachen — die Sache ist tiefstern!“ knurrte er.

Die gewünschte Stille trat sofort ein; auch Brown verzog sich unter dem Blicke des Gewaltigen lautlos nach seinem Bulte.

„Was halten Sie also davon, Hopkins?“ fragte Snyder, nachdem er unter fortgesetztem Kopfschütteln die Depesche nochmals durchgelesen hatte.

„Der Wortlaut ist ganz klar. Herr Waltham wünscht seinen Salomwagen morgen Abend um 9.57 in Madison vorzufinden. Sie sollen eine Stenographin in — in Dinertoilette mitschicken und — hm“ — er hüstelte krampfhaft — „und dieselbe ausstatten.“

„— mit Stenographin. Falls mit Engelsmienen willkommen mit Freuden“, las Snyder wieder aus der Depesche vor. Er machte ein klägliches Gesicht. „Hopkins, das klingt geradezu frivol. Ich will mein Lebenlang Schuhnägel kauen, wenn das nicht der niederträchtigste Bluff ist, der mir in meinem Leben vorgekommen ist!“

Der Kassierer hatte auf die Uhr geschaut. „Der Expresszug verläßt den Zentralbahnhof um 12 Uhr mittags — jetzt haben wir halb zehn. Wenn Sie noch eine Stenographin in Dinertoilette aufstreiden und vollständig ausstatten wollen, so —“ Er mußte wieder schlucken und verstummte unter dem wütenden Blicke des Geschäftsführers schleunigst.

„Die Depesche ist in Chicago aufgegeben, und zwar im Bahnhof“, stellte Snyder fest. „Herr Waltham sandte das Telegramm augenscheinlich vor seiner Abreise ab. Wir haben keinen Anhalt, wo wir ihn erreichen und bei ihm anfragen könnten.“

„Dazu gebriecht's auch an Zeit. Ich meine, Herr Snyder, wir müssen gehorchen, so, so — eigentümlich der Auftrag auch lautet. Herr Waltham versteht in solchen Sachen keinen Spas; er würde furchtbar ungehalten werden, ließen wir ihn im Stich.“

Snyder nickte feuchend. Er kannte seinen Chef und wußte, daß dieser bei all seiner Herzensgüte äußerst unangenehm werden konnte, wurde seinen Weisungen nicht pünktlichst Folge geleistet. An überraschende Einfälle war Snyder bei ihm gewohnt; man ist im Besitz von umgezählten Millionen nicht ungestraft ein fünf- unddreißigjähriger Junggeselle, da stellen sich allerlei erzentrische Wunderlichkeiten ein. Doch die sicherhafte Wendung in der Depesche „falls mit Engelsmienen willkommen mit Freuden“ wollte Snyder doch nicht in den Kopf. John V. Waltham, dieser nüchterne, verstandesstarke Geldmensch, der kaum die strenggeformten Lippen zu einem Lächeln verziehen konnte und als ein Muster sachlicher Kürze galt — und dieser frivole Ton! Nun gar von einem solchen Weiberfeind! Sollte er etwas gut gefrühstückt und in frühlicher Weinlaune die Depesche aufgegeben haben? — Nein — nicht daran zu denken. Waltham war die Mäßigkeit selbst, zwar kein fanatischer Temperenzler, doch anspruchslos genügsam und von spartanischen Lebensgewohnheiten. Er wußte immer, was er wollte, also zweifellos auch in diesem Fall. Doch der letztere war allen Gepflogenheiten so offenkundig hohnsprechend, daß der Geschäftsführer zum ersten Male seit langen Jahren all seine kühle Sachlichkeit, die ihn in des Minenkönigs Augen so vorteilhaft auszeichnete, vergaß und in dumpfer Verwirrung beinahe den Kopf verlor.

(Fortsetzung folgt.)

Sappenbrief.

(Original. Benf. M.)

— Sie können glauben, wenn man sich seit drei Wochen nicht rasiert, seit über einer Woche nicht mehr gewaschen hat, seit drei Wochen nicht aus den Kleidern kam, so ist man kein geistprühender Schriftsteller! Die Kerze fl. dert, und um mich im Felsenbaum (Unterstand) schlafen meine Getreuen!

Nacht ist's, um die zehnte Stunde. Die Mondfichel steht friedlich am klaren Himmel und streut ihr mattes Licht über Berge und Wälder, in denen versteckt sich die beiden feindlichen Völker gegenüberliegen!

An allen Stellen knallt und flammt es und klatschend sausen die Kugeln an die Bäume, die, wie Siebe durchlöchert, im Wachstum gestört, nur noch wie Gerippe dastehen. Im Schützengraben auf halber Höhe des Berges liegen Deutschlands Feldgenossen. Über mannstief ziehen sich die Gräben in fast ununterbrochener Reihe von den Alpen bis zur Nordsee. Es ist ja ein ganz anderer Krieg, als ihn unsere Väter 1870 führten. In der Erde versteckt lauert allorten der Tod! — Stille herrscht im Graben. Nur an den Schießscharten sieht man hier und da in den Gruppenständen die grauen Gestalten der Posten, die in die Nacht hineinsausen. — Da regt sich in Gruppe 3, 2. Zug. Wie aus tiefem Keller, 2 Meter unter der Erde, steigen mann vernummte Gestalten hervor. Schweigend werden die Leibriemen mit den Patronentaschen umgeschmalt, prüfend fährt jeder mit der Hand nach dem Schloß des Gewehrs, ob es geladen und gesichert ist.

Einer der Grauen fragt halblaut: „Alles in Ordnung?“ Ein Gentrümel und lautlos geht's durch den Graben, um die große Schulterwehr zu einem Nebengraben, der senkrecht zum Schützengraben talwärts gegen den Feind führt. — Dampf poltern die Tritte!

Mit halblauter Stimme verteilt der junge Unteroffizier seine Leute in die Nebenposten links und rechts. Er selber geht mit zwei Mann, den auserlesenen bärtigen Wehrmännern, die schon hundertmal dem Tod ins Gesicht gesehen, nach vorn in den Sappenkopf von Sappe 10.

Schweigend wird die alte Wache abgelöst. — In den Felsen ist das unterste Ende der Sappe eingehauen, und bis an den Hals stehen der Unteroffizier und seine zwei Mann in der Erde. Oben am Rande stehen drei Schuttschilde, durch deren Scharten jetzt die Gewehrläufe geschoben werden. Wenn die Steine reden könnten, so würden sie erzählen von blutigen Stürmen um Weihnachten und am 27. Januar 1915, welche hier um diesen Außenposten geführt wurden, und wie viele brave hier auf stiller Nacht ihr trotziges Soldatenleben ausgehaucht haben.

Singend sausen die Kugeln. — Gott, wir sind in deiner Hand! Dem Feinde Trost, der das Gute und Edle in unserem Volke bedroht. —

Da knallt's an zwei Schuttschildern und Feuer sprüht über den oberen Rand. Mit trotzigem Gesichtern brücken sich alle drei an die Schuttschilde und starren mit brennenden Augen durch die Schießscharten nach den Stellen, wo sich das Rindumsfeuer feindlicher Gewehre zeigt. Kaum 8 Meter vor den Dreien liegt ein dicker Baumstamm, hinter dem die Franzmänner ihren Graben haben. Unter diesem Baumstamm hervor zuden die Feuerstrahlen aus ihren Gewehren, überall Baumstümpfe, Drahtgeflechte und „spanische Reiter“!

Hinter all den Deckungen kann sich ein Verwegener heranschleichen, ein Tod für alle zugleich!

Da, ein Rascheln rechts.

Der Unteroffizier tippt dem rechten Mann auf die Schulter und flüstert: „Schuß nach rechts!“ Donnernd rollt der Schall durch den Wald — dann Stille. „Halten Sie die Mitte des gegenüberliegenden Baumstammes unter Feuer!“ weist halblaut der Unteroffizier den mittleren Mann an. Jede Minute zuckt ein Feuerstrahl aus des letzteren Büchse, und von gegenüber knallt es zurück.

Die Franzmänner schießen heute nicht schlecht; rechts und links prasselt es in den Sandfäden und hellauf sprühen die Funken, wenn feindliche Geschosse das Schuttschild treffen. Wehe, wenn eines den Weg durch die schmale Schießscharte findet, wodurch jetzt das Auge des Schützen späht.

Da poltern von hinten durch den Sappengraben Schritte. Es meldet sich ein Bombenverfer beim Unteroffizier: „Zur Stelle!“ — In einem Loch zur Seite des Schuttschildes liegen seine Wurfgeschosse. Auf einmal ertönt durch die augenblickliche Feuerpause ein heller Knall. Jeder kennt ihn —



Das Böse dürfen und nicht wollen,
Es flieh'n, auch wenn es leuchtend glänzt,
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Wenn ihn auch keine Hand bekrönt. Liebe.

alle vier bücken sich auf das „Achtung!“ des Unteroffiziers gegen die Wandung. — Langsam und glucksend fliegt etwas über sie hinweg. Ein gewaltiger Knall, daß allen die Ohren fingen. Wie von unsichtbaren Händen werden sie in die Höhe gewippt — dann Stille.

Die Vier richten sich auf und erleichtert klingt es von des Unteroffiziers Lippen: „Die Schweinehunde haben eine Mine geworfen, aber Gott sei Dank 10 Meter zu weit nach links!“ „Feuer!“ kommandiert er mit Trost. „Ja, ihr Salunken, gut gemeint, aber schlecht getroffen!“

Wieder ist alles ruhig, nur ferne hört man knallen und einen dumpfen Artillerieschuß. —

Da preßt sich der Unteroffizier näher an das Schloß. Seine Augen stieren hindurch — mit halber Handbewegung gebietet er äußerste Ruhe — sein Mund öffnet sich, daß ihm auch nicht das leiseste Geräusch entgeht. Fester umspannt die Faust den Kolbenhals, der Finger krümmt sich am Abzug. —

— Krach! — schnell Kammer auf und zu — Krach! — dann leises Stöhnen. Aus 3 Meter Entfernung tönt es.

Im Mondlicht sieht er einen dunklen Haufen und zwei Hände. — Wehe, wenn sein Arm gezittert hätte, im nächsten Augenblick wäre die Granate des Feindes, Tod und Verderben streuend, geplatzt. — Da — ein heller Schein. — Vom Graben aus haben sie geworfen, Gott sei Dank zu kurz! —

„Bombenwerfer, zwei Kugelgranaten nach Halbinslerfen!“

Der Bombenwerfer knipst den Bänder — 1 — 2 — 3, schon saust das runde Ding nach der angegebenen Richtung! Alles ruhig, kein Knall — ein Windgänger.

„Die zweite!“ Der Bänder knallt — 1 — 2 — 3 — drüben lauter Krach! Lebhaftes Geräusch und Getrampel im Graben. „Die hat gefessen — vielleicht geben sie jetzt Ruhe!“ — Weiter starren die drei Augenpaare durch die Scharten.

Drüben hin und wieder Mündungsfeuer. Da Getrampel. — Die Abz., ..., naht! Die Nerven entspannen sich, flüsternd werden die neuesten Beobachtungen dem anderen Unteroffizier mitgeteilt, und fort geht's, bergaufwärts zum Unterstand, um einige Stunden zu schlafen!

Gott habe Dank, es ging noch einmal vorüber. Gute Nacht! Wenn diese kleine Schilderung Sie erfreut, soll mich die Stunde Nachtruhe, die ich geopfert habe, nicht reuen. M. A.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

„Kaiser deutsches — guter Mann!“ Aus Serbien schreibt uns ein Kriegsteilnehmer: Durch die ungewöhnlich schnelle Niedergewinnung des serbischen Heeres ist auch dem hochmütigen Stolz der Zivilbevölkerung ein wirksamer Dämpfer aufgesetzt worden. Überall ist unter dem Zwang der Verhältnisse die serbische Platte eingezogen und an ihrer Stelle das weiße Tuch, jenes Symbol friedfertiger Gesinnung, an Haus und Hof angebracht worden. Außerdem tragen die aus irgend einem Grunde nicht internierten Männer und Jünglinge eine weiße Binde um den linken Arm, um dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß sie nichts Böses gegen ihre Besieger im Schilde führen. Freilich darf man mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß dieses Burchautragen des neutralen Abzeichens in den allermeisten Fällen keineswegs der inneren Stimmung seines Besitzers entspricht. Wer in Mienen und Blicken zu lesen versteht, erkennt mir zu bald, daß sich hinter dem äußeren Schein der Friedensliebe nach wie vor glühender Stolz verbirgt. Groß ist daher die Überraschung, wenn man unter diesen unsicheren Kantontisten einmal einen wirklichen Deutschenfreund antrifft. In dem Städtchen A. hatten unsere Truppen jüngst Gelegenheit, solch einen weisen Raben zu beobachten, der gute Mann verschmähte die Friedfertigkeitsschleife seiner Landsleute und griff zu einem viel wirksameren Mittel, sich als deutschfreundlicher Bürger kenntlich zu machen. Hatte er doch aus einer deutschen Feldpostkarte das schwarz-weiß-rot unveränderte Bildnis Kaiser Wilhelms herausgeschnitten und sich dieses in der Herzgegend an seinen schmutzigen Kittel geheftet. Also geschmückt stolzerte er durch die Straßen und erblickte offenbar seine Aufg. bei darin, den deutschen Soldaten mit lebhaften Gesten seinen politischen Standpunkt klarzumachen. Wenn er unsere Krieger in einer Gruppe beisammen stehen sah, trat er mit freundschaftlichem Gruß hinzu. Er pflegte dann an seine bildgeschmückte Brust zu schlagen und radebrechte: „Kaiser deutsches — guter Mann, sehr guter Mann! Peter —

schlechter Mann!“ Und zur Ergötzung aller machte er bei diesen letzten Worten die nicht mißzuverstehende Geberde des Hertens.

Die letzte Hochzeit im serbischen Monastir. Der Sonderberichterstatter des „Secolo“ berichtet über eine romantische Begebenheit in Monastir wenige Stunden vor dem Einzug der siegreichen Bulgaren in die von den Flüchtlingen verlassene Stadt: „Als am frühen Morgen des letzten Tages der serbischen Herrschaft in Monastir auch die Konsum und sonstigen Vertreter der anderen Mächte die vor den im Sturm heranrückenden Bulgaren geräumte Stadt in Eile verließen, blieb nur der englische Konsul zurück. Seine Braut, eine junge Griechin namens Vladica, war nämlich aus Krusovac nach Monastir gekommen, um inmitten der Wirren getraut zu werden. Das Paar begab sich durch die öden, stummen Straßen der verlassenen Stadt in die orthodoxe Kirche, und dort wurde die Trauung durch den Metropolit vollzogen. Hierauf bestieg das Ehepaar einen Kutschwagen, der es wenige Stunden vor der Ankunft der bulgarischen Truppen nach Florina — in Griechenland — entführte. Es war die letzte Hochzeit im serbischen Monastir, die letzte Amtshandlung unter serbischen Behörden.“

Die Mosaischuhe der italienischen Soldaten. Während die italienischen Blätter sich nicht genug darin tun können, die Ledernot in Deutschland in schwärzesten Farben zu malen und die armen Deutschen zu bedauern, die in Holzspantoffeln herumlaufen, muß man die „Stampa“ wohl oder übel über eine merkwürdige Entdeckung berichten, die jedenfalls beweist, daß es mit den Lederbörren in Italien nicht gar zu glänzend bestellt ist. Es handelt sich dabei nämlich um eine Art von „Mosaischuhen“, die in großen Mengen für das italienische Heer geliefert wurden. Die Absätze dieser „praktischen“ Schuhe waren aus zahllosen Stücken zusammengestickt, die durch Nägel kunstvoll aneinander gehalten wurden. Diese Nägel aber, deren Köpfe im Innern des Schuhs verborgen waren, machten den Soldaten das Laufen verständlicherweise nicht leicht. Durch die immerwährenden Klagen, durch das schlechte Gehen der Schuhe, sah sich die Militärbehörde veranlaßt, die Sache zu untersuchen, und es ist anzunehmen, daß nunmehr die Mosaisarbeit in Leder eingestellt werden wird.

Ein Weihnachtsgebiht Friedrichs des Großen. Spärlische Kunde ist uns über die Feier des Weihnachtsfestes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten und jede Einzelheit daher interessant, zumal wenn sie mit dem überragenden Geiste jener Zeit, mit Friedrich dem Großen, in Verbindung steht. Ist doch die uns heute so liebetraute Stimmung dieses „Festes der Feste“ mit dem Tannenbaum und den Christgeschenken im Lichterglanz erst gegen Ende des Jahrhunderts rein ausgebildet und verbreitet ihren gemüthvollen Glanz in dem Heim Schillers und Jean Pauls. Von den Fürstenhöfen war die lieblich stille Verklärung der „heiligen Nacht“ noch lange von der kalten Pracht des Zeremoniells verbannt; Karl August hat sie in Weimar eingeführt; die Königin Luise am preussischen Hof den schönen Brauch eifrig gepflegt. Geschenke wurden freilich schon viel früher am Christfest im Berliner Schloß verteilt und Friedrich der Große, dessen teure vorbildliche Selbengestalt uns gerade in diesen Kriegswinter so nahe ist, vergaß nie allerley Aufmerksamkeit und Überraschungen für seine Lieben. Besonders seine Mutter hat er zu Weihnachten immer reich beschenkt und sogar den Pegasus bestiegen, um seine Gefühle in der ihm so vertrauten Form des französischen Verses zum Ausdruck zu bringen. In der prachtvollen, bei Neimar Solbing in Berlin erschienenen zehnbändigen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen, von der uns eine ausgewählte Volksausgabe in zwei Bänden auf den Weihnachtstisch gelegt wird, findet sich in der Übersetzung des Herausgebers Prof. Gustav Volz ein schönes Gebicht des Königs zum Christfest, Weihnachten 1744, als Erläuterung seiner Geschenke seiner Mutter gewidmet. Es lautet:

Drei Könige brachten einst, o Königin,
Dem Christuskind mit andachtsvollem Sinn.
Als Gaben Weihrauch, Myrra, lautes Gold.
O daß Ihr gnädig mir gestatten wollt,
Wenn ich Euch ebenso zum gleichen Tage
Die gleichen Gaben darzubringen wage.
Die Myrra stellt die zarte Liebe dar,
Die Ehrfurcht, die ich allzeit Euch bewahr';
Der Weihrauch ist mein künftiges Gebet,
Der Euer Leben zu verlängern steht.
Und dient Euch das Metall in diesem Schrein
Zum Zeitvertreib, wird's überflüssig sein.



Neues vom Büchermarkt.



Gedichte, Lieder, Romane, Novellen usw.

„Lebenswende.“ Roman von Walter von Molo. (Kronen-Verlag, Berlin.) Seht zwischen Leuten verschiedenen Standes, Geldheirat, Emporkommen des niederen Standes, seine Lichtigkeit, das Einklimmeln der Emporkömmlinge in die Gesellschaft, die Zustände in der „Gesellschaft“, die Parallele zwischen der arbeitenden Klasse und den adeligen Tageelassen, das sind alles Probleme, von denen jedes einzelne für einen sehr guten Roman genügt. Walter von Molo schneidet in seinem neuesten Buche alle diese Probleme an, elegant über sie hinwegzugleiten und einen Unterhaltungsroman zu schaffen. Das ist ihm aber auch gelungen, denn er versteht es sehr gut, den Leser beständig in Spannung zu erhalten und besitzt dazu eine leichte angenehme, nicht ermüdende Sprache, so daß das Buch, in dem geschmackvollen bequemen Format der Kronen-Bücherei herausgegeben, eine interessante leichte Reise- und Erholungslektüre bildet. M. Ch.

„Cora“ und andere Erzählungen von Iolde Kurz. (München bei Georg Müller.) Italien ist der Dichterin aus schwäbischem Stamm zur zweiten Heimat geworden, sie liebt dieses Land mit der verhängenden Liebe, die so nur der Deutsche kennt und die auch durch alles Säkliche dieser Zeit nicht ganz vernichtet werden kann. „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?“ sagt Goethes Philine. In Italien spielen die zwei ersten Novellen dieses neuen Geschichtsbuches; in klassischer Reinheit des Stiles schildert die Dichterin Menschen und Landschaft mit jenem apollinischen Schönheitssinn, der auch Paul Hense eignet, der auch Verbes und Schmalzliches verliert. Und doch verlieren ihre Gestalten nichts von dem Reize der Wirklichkeit. Mehr Novellenfragmente sind die beiden letzten Stücke, sie deuten ein Menschenbild nur zart an, statt zu erzählen. Alles wirkt nicht stark erregend oder erschütternd, dafür aber zwingt es zur Sammlung und inneren Einsicht wie die Kunst der Griechenzeit.

„Ruhm.“ Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen von Ernst Schubert. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1915.) „Als die Zeit erfüllt war — und wieder einmal geschah das im Jahre 1712 am 24. Januar — da sandte Gott einen Sohn.“ Die Worte des alten Pastors Martinus Beufert könnte man wohl als Leitfaden über den Novellenkranz stellen, den Ernst Schubert dem Andenken des alten Kriegerkönigs widmet. Die erste Erzählung schon, „Das Erwachen“, betitelt, trifft trefflich den Charakter des beginnenden 18. Jahrhunderts; der realistische Vater Friedrichs mit seiner kuriosen Sprache und der berühmten Vorliebe für „lange Kerls“ erscheint überaus lebenswahr. Aber nicht nur die Charaktere wirken überzeugend, auch für Stimmungungen hat der Verfasser ein feines Ohr. In wenigen Zeilen versteht er es in „Mitbrüder“, einen sonnendurchdrängten Nachmittag am See von Rheinsberg zu schildern; gut empfunden ist die Feld-Abendstimmung in der Novelle „Der preussische Major“. Der Gedanke, in „Eine halbe Stunde vor Tag“ den Tod, dessen Opfer die Markgräfin Wilhelmine wird, als schwarzen, wachbleichen Doktor darzustellen, erhöht die ganze Stimmung, die diese Erzählung durchweht. Über allen Novellen aber leuchtet die Gestalt und der Geist Friedrichs des Großen; ob er nun persönlich erscheint, wie in den Erzählungen „Der fremde Graf“, „Im Schlosse von Bissa“ und „Der alte Kürassier“, oder ob man ehrfurchtsvoll von ihm redet. Ein hohes Lied des Ruhms schenkt uns Schubert in seinem Werke, einen Weidengefang auf den großen König: „Nedes Ding währt seine Zeit, Selbdenruhm hat Ewigkeit“.

Musikgeschichte, Musik.

„Richard Wagner. Sein Leben und Schaffen“, von Gustav Erney. Volksausgabe, mit vier Bildnissen und den Reimotiven sämtlicher Werke als Beilage. (Berlin 1915, bei Georg Bonni.) Das Werk beginnt mit den Worten: „Seit dieses Buch beendet wurde, ist eine Sturmflut von Ereignissen über die Welt hereingebrochen, die sie von Grund aus aufgewühlt, alten Werten neue Schätzung, alten Anschauungen neue Deutung gegeben hat. Eines nur hat sich in ungebeugter Kraft bewährt: der deutsche Geist. In solcher Zeit muß das Leben eines urdeutschen Künstlers wie Richard Wagner doppelt nachdrücklich zu uns sprechen. Wie in einem Spiegel erkennt das deutsche Volk in seinem Helden sich selbst wieder, sich selbst, sein Wahren, Sehnen und Hoffen.“ So kommt dieses Buch zur richtigen Stunde, um uns die Persönlichkeit des bedeutendsten Künstlers nabezubringen. Einem unvergleichlich reichen Leben folgen wir voller Teilnahme, voller Spannung. Innerer neue Schicksalsschläge kommen, aber Wagners Genie scheint gewaltiger zu sein, als das Schicksal. Es zeigt sich wiederum, daß die Wirklichkeit erfinderischer ist als die menschliche Phantasie; denn es dürfte kaum einen erdachten Roman geben, der das Interesse des Lesers dermaßen anspannt, als dieser Roman des Lebens Richard Wagners. Dabei folgen alle Schicksale mit Notwendigkeit aus

Wagners Natur; dies gibt der Darstellung einen Zauber, dem sich kein Leser entziehen kann.

Etika.

„Das Apostolische Glaubensbekenntnis.“ Von Professor Dr. A. Thiele. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 127.) (Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig.) In dem großen Apostolikumsstreite, der so lange in der protestantischen Kirche fortgedauert wird, als die Parteien sich noch feindlich, ohne inneres, dunkelndes Verständnis gegenüberstehen, wird diese Schrift eines bedeutenden Theologen vielen ein zuverlässiger Führer sein. Die Darstellung strebt nach Objektivität, sie läßt die geschichtliche Wahrheit durchaus zu ihrem Rechte kommen, ohne irgend wie die Bietät gegenüber dem ehrwürdigen, durch Jahrhunderte geheiligten Besitze der Kirche zu verletzen. Sächlich dagegen und in keiner Weise der sonstigen Bedeutung des Buches entsprechend, sind die Ausfälle gegen Traubs angeblich „unwissenschaftliche“ Anschauungen. Eine zweite Auflage wird gut tun, diese Partien zu beseitigen oder wenigstens zu mildern.

„Religiöse Stimmen der Völker.“ Herausgegeben von Prof. Dr. Walter Otto (Wien); „Urkunden zur Religion des alten Ägypten“, übersetzt und eingeleitet von Günther Roeder. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.) Von der großen Diederichschen Sammlung, die einer weiteren Allgemeinheit die bedeutungsvollsten religiösen Urkunden der Menschheit zugänglich machen soll, sind zwei Bände indischer und moslemischer Religionszeugnisse bereits erschienen; ihnen schließt sich dieses umfangreichere, in mühevoller Arbeit gewonnene Werk an. Zum ersten Male vermag hier auch der Laie unter kundiger Führung den alten Texten, Gebeten, Hymnen, Mythen näher zu treten, in denen das vielgestaltige Glaubensleben des alten Pharaonenlandes sich offenbart. Noch immer ist bis in unsere Tage jene romantisch-mythologische Auffassung der ägyptischen Religion verbreitet, wie sie die späteren antiken Schriftsteller, besonders Plutarch, sich ausdachten, wie sie jeder etwa aus Schillers Gedicht vom Wilde zu Isis kennt, hier tritt uns die Wirklichkeit entgegen, nüchtern oft in ihren Beziehungen zum täglichen Leben, eine Bauernreligion, aber doch reich an Wildheit und Tiefe der Empfindung. Mit Recht verweist der Herausgeber besonders bei den Glaubensbekenntnissen jener Sonnenreligion des Nubienkönigs Amenophis IV., der Aton-Religion von Tell el Amarna, haben sie doch neben ihrem religiösen und dichterischen Werte auch noch für uns eine besondere Bedeutung, deutsche Forscher von der Deutschen Orient-Gesellschaft haben seit 1910 die Ausgrabung jener alten Residenz in Angriff genommen und Bedeutendes zutage gefördert. Über alle diese Probleme, über Ursprung und Wesen der ägyptischen Volksreligion, über ihre späteren Beziehungen zur griechisch-römischen Geisteswelt, wie zur christlichen Gnosis orientiert eine sehr eingehende Einleitung in klarer Form.

Geschichte.

„Sinke, Otto: Die Hohenzollern und ihr Werk.“ 500 Jahre Vaterländischer Geschichte. 720 Seiten großes Format. (Verlag von Paul Parey in Berlin, Seidenmannstraße 10 u. 11.) Der Historiker der Berliner Universität Otto Sinke hat uns aus Anlaß des in diesem Jahre zu feiernden 500jährigen Regierungsjubiläums der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen ein umfassendes Werk beschriftet, das unter dem Titel „Die Hohenzollern und ihr Werk“ eine Vaterländische Geschichte der letzten 500 Jahre enthält. Es war wohl kaum ein Zeitpunkt geeigneter als der jetzige, ein derartiges Werk zu veröffentlichen, in dem dem deutschen Volke sein Werdegang seit den Tagen geschildert wird, in denen das Fürstentum der Hohenzollern von seiner schwäbischen und fränkischen Heimat her den schicksalsvollen Weg gefunden hat zu der Stätte seiner Wirksamkeit. Drängt und drückt doch gerade heute unsere Völker die feste Frage nach der zukünftigen Weiterentwicklung unseres Volkes, eine Frage, die nur aus der Kenntnis der Vergangenheit, und zwar nicht nur der der äußeren Begebnisse, sondern auch der der inneren, geistigen, kulturellen Entwicklung heraus der Lösung näher gebracht werden kann. Die Aufgabe, die Sinke zu lösen hatte, war groß, aber sie ist ihm voll gelungen, und er hat ein Werk geschaffen, das zugleich wissenschaftlichen Anforderungen und den Ansprüchen eines weiteren Leserkreises gerecht wird. Eine Vespredung im einzelnen zu geben, würde bei der ungeheuren Tatsachensfülle, die der Band in sich birgt, zu weit führen. Ein ausführliches und besonders wertvolles Personenverzeichnis beschließt den Band. Sinke erweist sich in seinem Werke als Meister leidenschaftsloser Darstellung, als ein Mann, dem die Wahrhaftigkeit als die vornehmste Pflicht des Geschichtsforschers über allem steht, wie er denn selbst in seinem Vorwort sagt: „Es ist keine Apologie, die hier gehalten wird, sondern eine einfache Geschichtserzählung. Es ist auch kein Panegyrikus, trotz des festlichen Anlasses, sondern ein Buch, das vor allem nach wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit strebt.“